

Autorenporträt Alexis de Tocqueville

von Michael Wiesberg

Kein Geringerer als der Philosoph Wilhelm Dilthey, der »Vater der Hermeneutik«, urteilte über das Werk von Alexis Comte de Tocqueville, daß er der »Analytiker unter den geschichtlichen Forschern seiner Zeit« sei, »und zwar unter allen Analytikern der politischen Welt der größte seit Aristoteles und Machiavelli«. Es war vor allem eine Arbeit, die Tocqueville bis heute zu einem Begriff macht, nämlich sein in den Jahren 1835 und 1840 in zwei Teilen veröffentlichtes Werk *Über die Demokratie in Amerika*, das bald auch aus dem Französischen in alle wichtigen europäischen Sprachen übersetzt wurde. Diese kritische Auseinandersetzung mit der Demokratie, deren Siegeszug er als unumkehrbar ansah, gehört heute zu den Klassikern der modernen Soziologie. Arnold Gehlen und David Riesman etwa erblickten in dem Amerika-Buch Tocquevilles die erste fundierte Analyse der egalitären Massendemokratie. Diese könne zu einem totalitären System entarten, zu einem »Despotismus neuer Art«, dessen Konturen in Anknüpfung an Tocqueville unter anderem der Historiker Jacob Talmon in seinen Arbeiten über die »totalitäre Demokratie« ausbuchstabiert hat.

Als Tocqueville seine subtilen Betrachtungen zu Papier brachte, herrschte der »Bürgerkönig« Louis-Philippe I., der nach der Julirevolution des Jahres 1830 auf den gestürzten letzten Bourbonen Karl X. folgte. Der studierte Jurist Tocqueville, der der *Petite noblesse*, dem Landadel der Normandie, entstammte, war in dieser Zeit Untersuchungsrichter am Gericht von Versailles. Ende der 1820er Jahre hatte er vom französischen Justizministerium den Auftrag erhalten, das Rechtssystem und die Reformen im Strafvollzug in den Vereinigten Staaten von Amerika zu untersuchen. Er trat die Reise nach Amerika, die von Mai 1831 bis Ende Februar 1832 dauern sollte, in Begleitung seines Freundes Gustave de Beaumont an, in dieser Zeit Prokurator des Königs am erstinstanzlichen Gericht in Versailles. Tocqueville und Beaumont hatten ihre »gefängniskundliche Amerikareise«, so der Politikwissenschaftler Matthias Bohlender, professionell vorbereitet und führten in den USA ihre Forschungsarbeit zum Beispiel anhand eines vorher erarbeiteten Fragerasters und mit der neuesten Interviewtechnik akribisch durch. Sie rezipierten Statistiken, Berichte und Register, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Ihr gemeinsames, Anfang 1833 veröffentlichtes Gutachten über das amerikanische Gefängniswesen wurde mit dem Prix Montyon der Académie française ausgezeichnet.

Dieses professionelle Vorgehen verdient deshalb eine etwas nähere Betrachtung, weil es auch Rückschlüsse auf ihre Urteilsfähigkeit im Hinblick auf die damals noch junge amerikanische Demokratie zuläßt, der ihr Privatinteresse galt. Er habe dort, so Tocqueville, ein Bild der reinen Demokratie gesucht: »Ich wollte sie kennenlernen, und sei es nur, um wenigstens zu erfahren, was wir von ihr zu erhoffen oder zu befürchten haben«. Beaumont und Tocqueville hatten die Ära der Präsidentschaft An-

»Wenn Ranke und seine Schule mit peinlicher Sorgfalt die Archive ausbeuteten, um das ganz Europa umspannende Geflecht diplomatischer Aktionen in der modernen Zeit zu erfassen, so dienen Tocqueville die Archive für einen neuen Zweck. Er sucht in ihnen das Zuständige, das für das Verständnis der inneren politischen Struktur der Nationen Bedeutsame: seine Zergliederung ist auf das Zusammenwirken der Funktionen in einem modernen politischen Körper gerichtet, und er zuerst hat mit der Sorgfalt und Peinlichkeit des sezierenden Anatomen jeden Teil des politischen Lebens, der in der Literatur, den Archiven und dem Leben selbst zurückgeblieben ist, für das Studium dieser inneren und dauernden Strukturverhältnisse verwertet. Er hat die erste wirkliche Analyse der amerikanischen Demokratie gegeben.«

Wilhelm Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M. 1970.

Théodore Chassériau:
Alexis de Tocqueville, 1850



drew Jacksons (Stichwort: *Jacksonian democracy*) vor Augen, in der Handel und Industrie boomten und die USA am Beginn einer ausgreifenden Phase der Expansion standen, die die Grenze (*Frontier*) nicht nur geographisch, sondern auch industriell und demokratisch immer weiter verschob. Jacksons Präsidentschaft wurde eher zwiespältig beurteilt, der Politiker als politischer Taschenspieler, aber auch als bürgernaher Politiker charakterisiert, in den insbesondere die »kleinen Leute« Vertrauen setzten.

Die beiden Franzosen trafen etliche Amerikaner von Rang und Namen; Tocqueville fertigte über diese Begegnungen bis hin zu wortwörtlichen Zitaten Aufzeichnungen an, und nicht nur Persönlichkeiten des »Establishments« in den Städten gehörten zu seinen Gesprächspartnern, sondern auch Siedler, Fallenssteller oder Indianer. Seine Eindrücke legte er 1831 in dem Buch *Quinze jours au désert* (dt. *In der nordamerikanischen Wildnis* [1953] bzw. *Fünfzehn Tage in der Wildnis* [2013]) vor. Er porträtiert einen »kalten und leidenschaftlichen« Menschenschlag, »der mit allem handelt, Moral und Religion nicht ausgenommen; ein Volk von Eroberern«, das von einem Ziel besessen ist, nämlich dem »Erwerb von Reichtum«.

Ende Februar 1832 trafen Beaumont und Tocqueville wieder in Frankreich ein und legten in der Folge ihre richterlichen Ämter nieder. 1835 erschien dann der erste Teil der *Démocratie en Amérique* – das Buch gilt als Hauptwerk Tocquevilles und machte ihn mit einem Schlag bekannt. Im selben Jahr veröffentlichte er im übrigen auch eine Arbeit über *Das Elend der Armut*, die heute zu den Klassikern der Armutsforschung gezählt wird. Er geht hier das Phänomen der Massenarmut im Zuge der einsetzenden Industrialisierung mit der gleichen intellektuellen Schärfe an, die in seine berühmten Schriften auszeichnet, und beweist einmal mehr erstaunliche Weitsicht, wenn er kritisch die Folgen der gesetzlichen Armenunterstützung reflektiert, deren Effekte er zwiespältig beurteilt.

Tocqueville blieb nicht nur distanzierter Beobachter der politischen Verhältnisse: 1839 wurde er Mitglied der Nationalversammlung, nach der Februarrevolution 1848 Mitglied der Kammerkommission für die neue republikanische Verfassung und im Sommer 1849 war er sogar für fünf Monate Außenminister Frankreichs. Größere politische Spuren indes hinterließ er nicht; er selbst bekannte, als Denker »mehr wert« zu sein denn als »Täter«. Die letzten Jahren seines Lebens – er verstarb 1859 in Cannes – widmete er seinem unvollendet gebliebenen Alterswerk *Der alte Staat und die Revolution*, dessen erster Teil 1856 veröffentlicht wurde; die Arbeit gilt als erste soziologische Untersuchung zum *Ancien régime*. 34 Jahre nach seinem Tod erschienen 1893 Tocquevilles *Erinnerungen*, die vor allem um die Revolution von 1848, ihre Vorgeschichte und die Gegenrevolution kreisen. Zum Rang dieser nachgelassenen Aufzeichnungen, die eigentlich nicht für die Öffentlichkeit gedacht waren, schrieb Carl Schmitt, man erkenne Tocqueville am besten »in seinen Souvenirs«: Kein Historiker habe »etwas ähnliches aufzuweisen wie Tocqueville mit diesem wundervollen Buch.« Auch dieser Nachlaß unterstreicht seinen

Rang als scharfsinniger Beobachter der Zeitläufte, der auch winzigste Wahrnehmungsdetails reflektiert.

Die egalitäre amerikanische Demokratie, die Anfang der 1830er Jahre noch aus 24 Einzelstaaten bestand, faßte Tocqueville als eine Art Idealtyp der Demokratie auf, gelang es hier doch zum ersten Mal in der Geschichte, eine Demokratie in einem großen Flächenstaat zu etablieren, ein Gegenmodell zur alten ständischen Ordnung in Europa. Der Fokus der Betrachtung lag bei Tocqueville auf der Frage, was die französische Elite von der Demokratie in Amerika lernen könnte, um stabile Verhältnisse in Frankreich herstellen zu können. Bürgerliche Gleichheit, freie Wahlen der Repräsentanten des Volkes, das Engagement der Bürger in öffentlichen Angelegenheiten und Rechtssicherheit sowie die Frage, »wie der sich im Alltag manifestierende Geist der Gesetze die politische Ordnung prägt« (Karl-Heinz Breier), waren Säulen, die aus seiner Sicht auch in Europa Garanten für Stabilität sein könnten.

Im ersten Buch liefert Tocqueville eine Darstellung der institutionellen und verfassungsrechtlichen Grundlagen der Demokratie in Amerika, die aufgrund ihrer Verfassung und mittels lokaler Selbstverwaltung einen Ausgleich zwischen der Forderung nach politischer Mitbestimmung und dem Schutz vor staatlichen Eingriffen in die Privatsphäre herzustellen vermöge. Föderalismus, dezentrale Verwaltung und intermediäre Instanzen sicherten in Amerika die Freiheit nach innen ab. Hieraus ergeben sich die Vorzüge, die Tocqueville herausarbeitet: Zum einen könnten Fehlentwicklungen, wie sie der französische Zentralismus hervorgebracht hatte, vermieden werden. Die begrenzte Amtsdauer gewählter Funktionsträger garantiere, daß Fehler korrigiert werden könnten; gegen die Anmaßungen der Regierenden gebe es institutionelle Sicherungen, der Bürgergeist werde durch vielfältige politische Teilhabe gestärkt. Nicht zuletzt werde etlichen Bürgern die Möglichkeit eröffnet, zu Wohlstand zu kommen.

Dessenungeachtet kommt Tocqueville auch auf die Schwächen demokratischer Verfaßtheit zu sprechen, in deren Mittelpunkt das volatile Verhältnis von Gleichheit und Freiheit steht. Tocqueville arbeitet damit als einer der ersten, wenn nicht überhaupt als erster heraus, daß die Demokratie (die mit dem Anspruch einhergeht, die freieste politische Ordnung zu sein, da ihre Entscheidungsfindungsprozesse auf der Grundlage der Gleichberechtigung und Gleichgewichtung jeder Stimme fußen) Formen von Unfreiheit ausbilden könne, weil das Regieren im Namen der numerischen Mehrheit auf Kosten der individuellen Freiheit gehen könne: »Die Gleichheit löst nämlich zwei Tendenzen aus: die eine führt die Menschen geradewegs zur Freiheit und kann sie auch plötzlich in die Anarchie treiben; die andere leitet sie auf längerem, verschwiegerem, aber sicherem Wege in die Knechtschaft.« *En passant*: Der Staatsrechtslehrer Walter Leisner – neben dem Hohenheimer Emeritus Klaus Hornung einer der rührigsten Tocqueville-Referenten im konservativen Spektrum, den Robert Hepp einmal als »deutschen Tocqueville« bezeichnet hat – hat die Konsequenzen des Gleichheitspostulats und seiner machtvorstärkenden Effekte unter anderem in seinem (weithin ungelesenen) Buch *Der Gleichheitsstaat* durchdekliniert.

Schwächen im demokratischen System macht Tocqueville im weiteren auch im Hinblick auf die Führungsauslese aus (kompetente Führungspersonlichkeiten entschieden sich oft gegen eine politische Karriere, um in der Wirtschaft zu reüssieren), in der »fieberhaften Erregung«, die durch häufige Wahlen entstehe, in der Aufblähung der öffentlichen Ausgaben, um sich das Wohlwollen der Wähler zu sichern, im Verfolgen egoistischer Ziele durch kleinere Parteien, die die »Transmissionsriemen des demokratischen Systems für eigene Zwecke« (Oliver Hidalgo) nutzten und vor allem im Sinne von Klientelinteressen agierten, und schließlich im Konformitätsdruck im Denken, der durch die »öffentliche Meinung« erzeugt werde.

Tocquevilles Blick auf die Vereinigten Staaten war mitbestimmt von der Lage in Frankreich, die seit 1789 zwischen Restauration und Revolution oszillierte; nach dem gewaltsam herbeigeführten Ende des absolutistischen Systems konnten weder eine stabile Herrschaftsordnung etabliert noch der Zentralismus eingedämmt oder demokratische Rechte abgesichert werden. Der französische Zentralismus, dessen Konturen er vor allem in seiner Arbeit *Der alte Staat und die Revolution* nachgezeichnet

»In der Egalität als solcher liegt nicht Machtabschwächung, sondern Machtverstärkung [...] Diese Macht ist nicht nur dadurch besonders gefährlich für die Freiheit des Bürgers, daß in ihr eine Tendenz zur Selbstverstärkung liegt, sondern auch in der Unmerklichkeit, in der Allseitigkeit und in der Freiheitslegitimation ihrer Entfaltung – und all dies wird sodann zur Freiheitszerstörung eingesetzt.«

Walter Leisner: *Der Gleichheitsstaat*.

»Man gelangt nicht immer nur dann zur Revolution, wenn eine schlimme Lage zur schlimmsten wird. Sehr oft geschieht es, daß ein Volk, das die drückendsten Gesetze ohne Klage und gleichsam als fühle es sie nicht, ertragen hatte, diese gewaltsam beseitigt, sobald ihre Last sich vermindert. Die Regierung, die durch die Revolution vernichtet wird, ist fast stets besser als die unmittelbar vorausgegangene, und die Erfahrung lehrt, daß der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung der ist, wo sie sich zu reformieren beginnt.«

Alexis de Tocqueville: *Der alte Staat und die Revolution*.

»Käme es in den demokratischen Nationen unserer Tage zum Errichten des Despotismus, so besäße er andere Merkmale, er wäre ausgedehnter und milder, und die Entwürdigung der Menschen vollzöge er, ohne sie zu quälen.«

Alexis de Tocqueville:
Über die Demokratie in Amerika.

Literaturhinweise:

Harald Bluhm (Hrsg.): *Alexis de Tocqueville. Kleine Politische Schriften*, Berlin 2006;

ders. u. Skadi Krause: *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie*, Paderborn 2016;

Karlfriedrich Herb u. Oliver Hidalgo (Hrsg.): *Alter Staat – Neue Politik. Tocquevilles Entdeckung der modernen Demokratie*, Baden-Baden 2004;

Michael Hereth: *Tocqueville zur Einführung*, 2., verb. Aufl., Hamburg 1992;

Oliver Hidalgo: *Unbehagliche Moderne. Tocqueville und die Frage der Religion in der Politik*, Frankfurt a.M. 2006;

Klaus Hornung: *Freiheit oder Despotismus. Die Erfahrung des 20. Jahrhunderts*, Bad Schussenried 2015;

Walter Leisner: *Der Gleichheitsstaat. Macht durch Nivellierung*, Berlin 1980;

Karl Pisa: *Alexis de Tocqueville. Prophet des Massenalters. Eine Biographie*, Stuttgart 1984;

Alexis de Tocqueville: *Das Elend der Armut. Über den Pauperismus*, Berlin 2007;

ders.: *Der alte Staat und die Revolution*, Paderborn 2012;

ders.: *Erinnerungen*, Wien u. Leipzig 2010;

ders.: *Über die Demokratie in Amerika*, Stuttgart 2014.

hat, führte dazu, daß der Bürger sich nicht mehr für das Schicksal und die Interessen seiner Gemeinde interessierte und ihm das politische Leben gleichgültig wurde.

Im zweiten Buch unternimmt Tocqueville eine grundsätzliche Untersuchung der Staatsform Demokratie und stellt sie in Beziehung zu den Sitten (*Mœurs*) der Menschen, die für ihn ein zentraler Faktor im Hinblick auf die Implementierung und Dauerhaftigkeit einer Demokratie darstellen. Ein Großteil des zweiten Bands kreist deshalb um die Bedeutung der bürgerlichen Tugenden, die im Deutschen mit »Sitten« nur unzureichend wiedergegeben werden können. Der Politikwissenschaftler Michael Hereth definiert *Mœurs* als den »gesamten Kosmos der Denk-, Verhaltens-, Debattier- und Interpretationsweisen«, die »konstitutiv für die Eigenheiten einer jeden Gesellschaft« sind. Sie seien entscheidend für die Funktionsfähigkeit und Stabilität der Demokratie in den USA. Der christlichen Religion schreibt Tocqueville mit Blick auf die *Mœurs* eine starke Prägekraft zu, was, wie Hereth herausstreicht, der Verbreitungsfähigkeit demokratischer Ordnung Grenzen setzt. Eine Einsicht, die während so mancher jüngeren US-Präsidentschaft, in der das amerikanische Demokratieverständnis als Art Morgengabe für eine globalisierte Welt betrachtet wurde, übergangen wurde.

Tocqueville leistete auch Pionierarbeit, indem er das Phänomen des Individualismus und der Bindungslosigkeit des Individuums einer ausführlichen Betrachtung unterzog. Der Politologe Oliver Hidalgo hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß Tocqueville die »zunehmende Atomisierung der Bürger« und die »um sich greifende politische Apathie«, die er mit Blick auf die moderne Demokratie diagnostiziert, als »Individualismus« kennzeichnet, der den einzelnen dazu bringe, das Gemeinwesen sich selbst zu überlassen. Ein Effekt dieses Phänomens besteht in der Übertragung der Lösung politischer und sozialer Probleme auf die Bürokratie. Das wiederum führt zu einem engmaschigen Netz aus Verwaltungsvorschriften, die letztlich jedwede soziale Tätigkeit erfassen. Je unmündiger aber das Individuum sei, desto größer werde seine Abhängigkeit von der staatlichen Zentralgewalt.

Bei der Erörterung der Frage, welcher Tugenden es bedarf, damit der einzelne seine egoistische Perspektive überwindet, rekurriert Tocqueville vor allem auf die Religion, konkret auf den christlichen Glauben, der einer der Faktoren sei, um eine größere Affinität zum Gemeinwesen herzustellen. Kein demokratisches Gemeinwesen könne auf die Religion als sinnstiftende Quelle der Moral verzichten. Wie Hidalgo herausstreicht, zeige Tocqueville hier nicht nur seine Nähe zu konservativen Köpfen wie Edmund Burke oder Joseph de Maistre, sondern argumentiere auch analog zum bekannten Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde, wonach der liberaldemokratische Staat von Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht garantieren könne.

Welchen Weg eine Demokratie letztlich nimmt, ob in Richtung Freiheit oder Despotismus, hängt nach Tocqueville also auch von der Frage ab, ob es ihr gelingt, den Individualismus einzudämmen oder nicht. Diese Alternative führt zu der zentralen Einsicht, daß derjenige, der »nicht gläubig« sei, »hörig« werde, und derjenige, der »frei« sei, »gläubig sein muß«. Ohne Religion mag sich, so resümiert Oliver Hidalgo, weder eine Vermittlung zwischen privaten und politischen Interessen noch ein Zusammengehörigkeitsgefühl einstellen. Als »vorpoltischer Glaube« (Hidalgo), der auf die Sitten und das Verhalten der Bürger einwirke, könne die Religion – Tocqueville läßt hier im übrigen eine eindeutige Präferenz für den hierarchisch geprägten Katholizismus gegenüber dem eher individualistisch ausgerichteten Protestantismus erkennen – auch auf das Agieren der politischen Protagonisten einwirken. Ohne das Korrektiv der Religion besteht die Gefahr, daß die Entwicklung immer weiter in Richtung »despotischer« Verwaltung voranschreitet, die im Zusammenspiel mit der »öffentlichen Meinung« mehr und mehr letzte Autorität beansprucht. Der Leser mag an dieser Stelle entscheiden, wie er diesen Befund ausfüllt. Anschauungsmaterial liefert zum Beispiel die Regulierungswut der EU-Bürokratie bis hin zur berühmten Krümmung der Gurke, aber auch die Rundumbetreuungsmaschine, die sich deutscher Staat nennt, der dem Bürger sogar vorschreibt, wie er »richtig« (= politisch korrekt) zu denken, schreiben und wählen hat. ■